

Lehren aus der persischen Revolution

Autor(en): **Hottinger, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **59 (1979)**

Heft 5

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lehren aus der persischen Revolution

Das ungelöste Dilemma von Islam und Moderne

Die Revolution Irans, die heute wahrscheinlich erst in ihrer Anfangsphase steht, ist bisher reich an Lehren gewesen. Manche davon waren klassischen, aristotelischen Inhalts; man sah den Alleinherrscher sich schrittweise vom beherrschten Volk isolieren. Sein Verständnis dessen, was unter dem von ihm beherrschten Volk vorging, nahm immer weiter ab. Nur noch über seine Gemahlin vermochte er ein dünnes Band mit den Persern überhaupt noch aufrechtzuerhalten. Die Beziehungen zwischen ihm und seiner Bevölkerung wurden von Schmeichlern und «Sicherheitsfachleuten» systematisch abgebunden. Am Ende (Sommer 1978) war der Herrscher so weit in die Isolierung geraten, dass er sich nach dem Urteil eines aussenstehenden Beraters, der noch bei ihm Zugang fand, aus der Schreibtischarbeit einen Fetisch gemacht hatte; ihm gab er sich viele Stunden lang täglich hin, um sich selbst davon zu überzeugen, dass er arbeite und die Geschicke seines Landes in der Hand halte. In Wirklichkeit jedoch waren, nach dem Urteil des gleichen Gewährsmannes, seine «Mitarbeiter» und die auf Schnellprofite ausgehenden Schmeichler in der Lage, ihm jene Papiere zur Bearbeitung unterzuschieben, die ihnen passten, und zwar in einer nicht den Realitäten entsprechenden Form, die ihren Interessen entsprach. Der Herrscher, so sein persischer Berater, machte sich Arbeit mit gefälschten Papieren, um nicht gezwungen zu sein, den Realitäten ins Auge zu blicken.

Die Schlüsselposition der Geheimpolizei

Die zentrale Stellung unter den «Mitarbeitern» des Herrschers, die zu seiner Intoxikation beitrugen, nahmen die verschiedenen Geheimdienste ein, einer jeweils zur Kontrolle des anderen geschaffen, deren Vorgesetzte täglich beim Monarchen Vortrag hielten. Der wichtigste und ausgedehnteste Geheimdienst war die SAVAK (Abkürzung für «Reichssicherheitsorganisation»). Dieser Sicherheitsdienst war nach der Rückkehr des Schahs im Jahre 1953 mit amerikanischer Hilfe gegründet worden und hatte seinen Machtbereich seither immer mehr ausgedehnt. Weil es sich

um einen militärischen Sicherheitsdienst handelte, den der Schah, als Oberkommandierender der Armee, seiner eigenen Person direkt unterstellen konnte, war er immer mehr zum eigentlichen Regierungsinstrument des Monarchen geworden, das ihm dazu diente, seine Ministerien zu umgehen und zu «kontrollieren». Die Minister selbst wurden durch die Savak in Unsicherheit und Furcht gehalten. Doch die Kontrolle der Kontrolleure erwies sich als schwierig. Die Savak ging bald dazu über, Scheinbedrohungen des Regimes zu provozieren. Sie hat zum Beispiel die innerpersische Branche der kommunistischen Tudeh-Partei während Jahren «geleitet», indem sie einem ihrer Infiltranten in der Partei erlaubte, deren «Führung» zu übernehmen.

Es lag auch in den Machtinstinkten der Savak-Chefs, dass sie versuchten, eine vollkommen widerspruchslose Gesellschaft zu erfinden; und als sie dies weitgehend erreicht hatten, genügte ihnen die Widerspruchslosigkeit nicht mehr, sie musste sich in systematische Lobeshymnen auf den Herrscher ausdrücken. Intellektuelle, die bloss schwiegen und nicht auch lobpriesen, wurden «bestraft», was bis zu Prügel und Folter gehen konnte.

Die Perser antworteten auf diese Zwänge durch Auswanderung der Besten, Rebellion der Jugendlichen, konformistischen Zynismus einer negativen Auslese, die dann nach aussen hin als die «Elite» des Regimes in Erscheinung trat, Geld verdiente, und sich, soweit sie über praktische Intelligenz verfügte, Absprungmöglichkeiten ins Ausland offen hielt. Die Geheimpolizisten legten ihre schwere Hand auf das gesamte Informations- und Kommunikationsnetz Irans und verwandelten es in ein Werk ihrer Machtspiele und Interessen. Von den besonderen Folgen des ihnen übergebenen Informationsmonopols wird noch die Rede sein.

Eine Armee des Herrschers, nicht der Nation

Seit seiner Rückkehr von 1953 liess der Herrscher es sich angelegen sein, die Armee persönlich in die Hand zu nehmen. Er bestimmte, welche Offiziere befördert wurden, und er schritt zu Entlassungen von solchen, die ihm nicht genügend loyal erschienen. Dabei scheint es oft zu Verwechslungen zwischen Loyalität und Schmeichelei gekommen zu sein. Die Auslese unter den Offizieren, die so getroffen wurde, war negativ. Es war bekannt, dass die schwächsten Kadetten der Militärschulen es in vielen Fällen in ihrer Offizierskarriere am weitesten gebracht hatten, während die Besten der Klasse entlassen worden waren.

Die besondere Mentalität, die den Soldaten und Offizieren eingetrichtert wurde, bestand darin, dass die Loyalität der Armee ganz auf die Per-

son des Herrschers konzentriert werden sollte. Das hat geschichtliche Hintergründe; der Vater des Schahs und Begründer der Dynastie war ein Unteroffizier und Offizier gewesen, der sich in unruhigen Zeiten zum Heerführer aufgeschwungen hatte und die Armee stets als seine eigene Hausmacht angesehen hatte. Heerführer waren natürlich schon früher viele der grossen Schahs Persiens gewesen. Unter Moussadegh war dann die iranische Armee überwiegend «national» orientiert worden; es waren jedoch die auf den Herrscher hin ausgerichteten Elemente unter den Offizieren, die mit amerikanischer Hilfe den Anti-Moussadegh- und Pro-Schah-Coup durchführten, der die Wiedereinsetzung des Herrschers erlaubte (Zahedi-Coup vom 19. August 1953). Nach seinem Gelingen wurde die Armee von den Pro-Moussadegh- und Pro-Tudeh-Offizieren gereinigt, und es ergab sich als logische Folge, dass sie zu einer Loyalitätsform zurückkehrte, die sich ganz auf die Person des Herrschers konzentrierte. Die Ausrichtung der Berufsoffiziere auf den Schah hin wurde dadurch gefördert, dass die Armee streng getrennt von der übrigen Gesellschaft lebte und die Offiziere hohe Gehälter und zahlreiche andere Privilegien erhielten, von denen sie wussten, dass sie dem Herrscher zu verdanken waren und mit ihm vermutlich verschwinden würden.

Das Treibhausklima der Erdölgelder

Die Vervierfachung der Erdöleinnahmen vom Ende des Jahres 1973 trug entscheidend zur allgemeinen Verschlechterung des sozialen Gesamtklimas bei. Rein wirtschaftlich beging der Herrscher den Fehler, entgegen den Warnungen seiner Fachleute eine Verdoppelung des Wirtschaftsplanes anzuordnen, der 1974 begann und 1977 im Chaos der Überhitzung scheiterte. Das vermehrte Einkommen war vorhanden, doch die physische Infrastruktur Irans – Häfen, Strassen, Städte, Schulen – sowie die menschliche – Ausbildung, Arbeitskräfte, Kontroll- und Direktionsfähigkeiten – war zu schwach. Sie genügte höchstens den Ansprüchen des ursprünglich entworfenen Planes, und sie konnte nicht einfach auf Befehl verdoppelt werden.

Die Folgen des Geldüberschusses waren wirtschaftlicher, sozialer und moralischer Natur: Inflation, Anschwellen der Städte, Abwanderung aus dem Lande, Korruption in grösstem Ausmass, wobei eine Kausalverbindung zwischen Korruption und wirtschaftlichen Fehlleistungen entstand. Weil es praktisch jedem Dirigenten möglich war, von irgendwelchen Projekten, die er im Namen des Staates oder einer Gesellschaft durchführte (um die Gesellschaft zu bilden, war es freilich meist nötig, irgendeine Per-

sönlichkeit des Hofes an ihr zu beteiligen), Gelder für seinen Privatbedarf abzuzweigen (5, 10 oder 15 Prozent), waren die meisten Dirigenten daran interessiert, dass möglichst viel zu möglichst hohen Preisen eingeführt, gebaut, unternommen werde, damit sie ihre legalen und illegalen Kommissionen einstreichen konnten. Ob später das von ihnen aufgebaute Unternehmen rentierte und zweckmässig arbeitete, war ihnen unwichtig. Ihren Gewinn hatten sie schon aus den «Kommissionen» herausgeschlagen. Das fertige Unternehmen konnte in irgendeiner Form stets auf den Staat abgewälzt werden.

Eine Geldmentalität entstand, die unter anderem die traditionelle persische Höflichkeit weitgehend zugrunde richtete. Nur noch Geld wurde respektiert; es mussten freilich schon Millionenbeträge sein, und im vorherrschenden Klima eines weit vorangetriebenen Zynismus blieb Geld als das einzige Erfolgssymbol übrig.

Der Geldmentalität fiel die Landwirtschaft Irans zum Opfer. Nachdem die Landreform von 1963 an der Elimination der Grundbesitzer und der Unfähigkeit des Staates gescheitert war, ihre Funktion durch befriedigend arbeitende Kooperative zu ersetzen, wurde das Schlagwort «Agro-Industrie» Mode. Machtvolle Gesellschaften, fast immer mit Beteiligung irgendwelcher Hofkreise, kauften die Ländereien auf, erstellten Motorpumpen, die den herkömmlichen Ghanats (unter der Erde geführten, künstlichen Wasserläufen) das Grundwasser entzogen und versuchten, im grossen Stil anzubauen. Meist mit geringem Erfolg. Die Bauern wurden zum Abwandern in die Städte gezwungen, wo sie vorübergehend als Bauarbeiter Beschäftigung fanden.

Die landwirtschaftliche Produktion ging bedeutend zurück. Doch es führte nur dazu, dass neue Oligopole entstanden, die sich mit dem Massenimport von Lebensmitteln befassten; Eier wurden im Flugzeug aus dem Balkan eingeführt; Orangen aus Spanien; Gefrierfleisch aus Australien und Neuseeland. Die Lebenshaltungskosten stiegen dementsprechend.

Überfremdung

Die Überhitzung der iranischen Wirtschaft brachte Überfremdung in jeder Beziehung ins Land, Arbeitskräfte mussten importiert werden, viele kamen aus Korea, aus Afghanistan und aus den umliegenden Ländern. Auch Manager wurden gebraucht; man holte sie aus den Vereinigten Staaten und aus Europa und bezahlte sie gut. Importieren war leicht und brachte viel Gewinn; Gegenstände aus aller Herren Länder wurden daher nach Iran gebracht. Es gab eine Luxusschicht, für die das Teuerste nicht teuer genug

sein konnte, und falls die Importeure je irgendwelche Bedenken empfanden, dass sie in ein Land, in dem immer noch viele Bewohner nah an der Hungergrenze lebten, nutzlose und hässliche Gegenstände in Massen hineinpumpten, dürften sie sich rasch damit getröstet haben, dass sie mithalfen, «die Petrodollars zirkulieren zu lassen» wie das Schlagwort von 1974 lautete. Während so die reichen Geldverdiener in importierten Luxusartikeln schwammen und auch gerne Reisen in Länder unternahmen, in denen es sich bequemer leben liess als in Iran, Südfrankreich z. B. oder Kalifornien, erschwerten die überlasteten Substrukturen in den Grossstädten und sogar auf dem Lande den einfachen Persern das Leben. Man hatte so viele Automobile, vollständig oder in Bestandteilen eingeführt, die dann im Iran montiert wurden, dass der Verkehr in den grösseren Städten, besonders in Teheran, unerträglich geworden war. Die glücklichen Autobesitzer verbrachten täglich Stunden in Verkehrsschlangen, und sie pflegten ihre Nerven dadurch zu entspannen, dass sie auf Fussgänger Jagd machten, die versuchten, die Strassen zu überqueren. Die Wasserversorgung war, besonders in den armen Stadtteilen, schlecht; die Elektrizitätsversorgung begann 1977 zusammenzubrechen; es bestand eine Wohnungsnot, die sich in gewaltig übertriebenen Mieten ausdrückte und bewirkte, dass in den südlichen Stadtteilen bis zu sechs Personen in einem Zimmer wohnen mussten.

All das wurde von den Persern als «Amerikanisierung» empfunden; begreiflicherweise. Ihre eigene herkömmliche Kultur halb ländlicher Art legte grossen Wert auf reines Wasser, Gärten, Früchte, umschlossene Eigenräume für eine jede Familie, stille Strassen und Plätze, enge Verbindung der Städte zu dem umliegenden Land und der Wüste. Es war eine subtile, feinst ausgebildete und hochgezüchtete Zivilisation gewesen, die stets darauf ausgegangen war, aus einem Minimum von materiellen Grundlagen ein Maximum von subtilen Lebensfreuden zu ziehen. Die Perser erlebten unversehens die Umkehrung: maximaler materieller Verschleiss, der statt zur Befriedigung des Individuums zu seiner Frustration und Flucht in den Traum von noch grösserem Aufwand führt.

Die «grosse Gesellschaft»

Die Überfremdung war auch in den Zielsetzungen des Staates sichtbar. Die politische Ausrichtung wurde vom Schah allein beschlossen. Er setzte sich in den Kopf, dass er eine «grosse Gesellschaft» aufbauen wolle (nach dem Slogan von Johnson), die bis gegen 1985 Grossbritannien «überholen» müsse.

Schon auf diesem mehr theoretisch-abstrakten Niveau hatte die Zielsetzung des Herrschers so gut wie nichts mit dem Land und seinen Interessen und Gegebenheiten, Nöten und Wünschen zu tun. Was noch deutlicher wird, wenn man die einzelnen Massnahmen ansieht, mit denen der Schah seinen erklärten Zielen näher kommen wollte. Die Grösse Irans schien ihm offenbar weitgehend durch militärische Macht definiert zu sein. Er versuchte aus seinem Land eine «regionale Vormacht» zu machen, die Verantwortung für «Ruhe und Ordnung» in den benachbarten Ländern und Ozeanen mit übernehmen sollte. Washington befürwortete solche Pläne, wenn es sie nicht sogar inspirierte, weil sie die Vereinigten Staaten eines Teils ihrer weltweiten Verantwortlichkeit zu entheben versprachen und ausserdem Petrodollars einbrachten.

Dem Schah konnten keine Waffen teuer und modern genug sein. Um sie zu bedienen, mussten ausländische Fachleute ins Land gebracht werden. Es gab gegen Ende seines Regimes etwa 40 000 hochbezahlte amerikanische Ausbilder und Waffenfachleute, auf je zehn iranische Soldaten einen. Reibungen zwischen den hochbezahlten und nicht immer taktvollen Amerikanern und ihren iranischen Kollegen und Untergebenen trugen dazu bei, dass gerade die technischsten Waffengattungen, so die Luftwaffentechniker, eine «revolutionäre» Mentalität entwickelten und am Ende zur Sprengung und Auflösung der Armee entscheidend beitrugen, indem sie sich für Khomeiny erklärten, den Revolutionärsgruppen Waffen verschafften und den Kampf gegen die Garde des Schahs aufnahmen, als diese am 8. und 9. Februar gegen die Luftwaffentechniker einschreiten wollte. Ihre Einheiten sind heute die «revolutionärsten», die sich weigern, die von der Regierung eingesetzten Kommandanten anzuerkennen.

Aufrüstung wozu?

Ob bei den Waffenkäufen Illusionen des Herrschers von einer Regionalmacht den Ausschlag gaben, oder ob diese nur ein Vorwand waren, um viel Geld auszugeben (was allerhand Mittelsleuten, darunter auch hohen Offizieren, entsprechend hohe Vermittlungs- und Bestechungsgelder einbrachte), ist heute kaum mehr auszumachen. Die beiden Motive müssen zusammengewirkt haben.

Jedenfalls aber war den meisten denkenden Iranern deutlich, dass es sich bei den Regionalmachträumen um Illusionen handelte. Sie wussten und sagten es immer in vertraulichen Gesprächen, dass ihre Armee «nie» gegen jene des sowjetischen Nachbarn aufkommen könnte, während sie den Streitkräften aller unmittelbaren Nachbarn im Süden überlegen gewesen wäre. An Krieg mit der Türkei, mit Pakistan oder Afghanistan war ohne-

hin nicht zu denken. Die meisten Iraner sahen in den Milliardenbeträgen, die für Rüstungszwecke ausgeworfen wurden, blosses «Spielzeug für den Schah», das ihnen unnötig teuer vorkam.

Dagegen empfand die grosse Masse der muslimisch traditionell orientierten Iraner Ärger und Scham über die heimliche Zusammenarbeit des Schahs mit Israel, die zwar nicht offiziell erwähnt wurde, den Iranern jedoch durchaus bekannt war. Nachrichten über sie wurden von Mund zu Mund weitergegeben und auf diesem Wege oftmals noch übertrieben, zum Beispiel sind die meisten Iraner davon überzeugt, dass die Savak sehr eng mit den israelischen Geheimdiensten zusammengearbeitet habe, ja praktisch von ihnen gelenkt und kommandiert worden sei.

Selbsteingeredete Entwicklungseile

Eine andere Illusion des Herrschers, die vielleicht überhaupt nur durch den mehr oder minder bewussten Wunsch, möglichst viel Geld auszugeben, herbeigeführt war, um dementsprechend grosse private «Gewinne» einzuheimsen, bestand aus der oft wiederholten Behauptung, in gut 20 Jahren würden die Erdölvorräte Irans erschöpft sein, weshalb das Land sich in grösster Eile in den nächsten 20 Jahren industrialisieren müsse, um nach der Erschöpfung der Erdölvorkommen fortfahren zu können, auf seinem bisherigen Standard zu leben. In Wirklichkeit produzierte Iran mehr Erdöl als es den Finanzbedürfnissen des Landes entsprach. Das Erdöleinkommen war offensichtlich grösser, als das Land es nutzbringend verwenden konnte. Die kurze Frist von angeblich 20 Jahren wäre jedenfalls auf das Doppelte zu verlängern gewesen, wenn die Hälfte des Erdöls produziert worden wäre, rund 3 Mio Barrels im Tag statt den 6 Millionen, die gepumpt wurden, und die Erdölgelder in der halben Höhe hätten wahrscheinlich mehr zur Entwicklung des Landes zu tun vermocht als die übersteigerten Summen, die in den letzten Jahren das Land überschwemmt, es taten.

Ein Lehrgeld?

Doch dies war nicht die Meinung der Herren des Landes, und die Perser wiesen abermals auf die Amerikaner, denen sie vorwarfen, auf die Maximalisierung der Erdölproduktion gedrängt zu haben, die ihnen nützte, weil sie half, den Preis relativ niedrig zu halten und weil das iranische Erdöl von der westlichen Industriewelt dringend benötigt wurde. «Der Herrscher tut, was im Interesse der Amerikaner liegt», war der Schluss der Iraner, «und er handelt dabei gegen die Interessen seines eigenen Landes.»

Die überhastige Industrialisierung, die in der Tat vorgenommen wurde, zeichnete sich dadurch aus, dass sie teuer war, aber nicht in der Lage, selbst durch Exporte Geld einzubringen. Die staatlichen Stellen behaupteten, es handle sich um «Lehrgeld», welches das Land eben zahlen müsse, um die Industrialisierung zu lernen. Doch die Opposition hatte daran auszusetzen, dass in vielen Fällen die neuen Industrieanlagen, stets im Ausland bestellt und gekauft, von vornherein so angelegt seien, dass sie keine eigenständige Produktion hervorbringen konnten, die je Aussicht hatte, international konkurrenzfähig zu werden. Als Hauptgrund sahen die iranischen Kritiker die völlige Abhängigkeit der iranischen Industrien von ausländischen Mutterfirmen.

Atomarer Unsinn

Besonders bitter äusserten sich die iranischen Kritiker über das milliarden-schwere Atomenergie-Programm des Schahs, das ihnen ebenfalls als ein Gefallen erschien, den der Herrscher dem Ausland erweisen wolle, «gegen entsprechende Bestechungsgelder», fügten die Skeptiker hinzu. Die Kritiker wiesen darauf hin, dass Iran ein Erdbebenland sei, in dem die Gefahr besteht, dass Reaktoren durch Erdbeben zerstört werden könnten; dass ihr Land neben dem Erdöl reiche Erdgasvorkommen besitze, die noch der Ausbeutung harrten und dass schliesslich in zwanzig oder dreissig Jahren, wenn die Erdölvorkommen wirklich zu Ende gingen, die Nukleartechnik sehr viel weiter entwickelt sein könnte, so dass die bereits gebauten oder geplanten Atomkraftwerke wahrscheinlich veraltet wären, wenn sie gebraucht würden.

Dass die übertrieben rasche Industrialisierung die Landwirtschaft ruinieren half, die bisher die meisten Iraner beschäftigt und das Land ernährt hatte, erschien den Iranern als weitere bittere Ironie.

Kritik war verboten

Von grösster Wichtigkeit war, dass die Optionen der Regierung des Schahs in keiner Hinsicht kritisiert oder auch nur in Frage gestellt werden durften. Die vollständige Macht der Savak über Presse, Radio und Fernsehen verhinderte dies. Nicht nur gab es keine Kritik, es gab im Gegenteil ständiges Lob, das – wie unter einer Zensur nicht anders zu erwarten – dermassen plump vorgebracht wurde, dass jeder Iraner, der es nicht schon von vornherein wusste, sofort erkannte, dass es sich um Selbstlob handelte, welches die Regierung sich und dem Schah spendete. Das war ein Grund beständi-

ger Irritation für die Iraner, die genau wussten, welche grosse Probleme und Fehlleistungen ihrem Staat und ihrer Gesellschaft anhafteten und wie dringend notwendig eine Durchleuchtung der Regierungsbeschlüsse und -aktionen gewesen wäre.

Doch jeder Versuch der Diskussion, des Vorschlagens von Alternativen zu den oft höchst fragwürdigen Massnahmen und Beschlüssen von Herrscher und Regime, wurde von der Geheimpolizei als «Subversion» aufgefasst und entsprechend grausam bestraft.

Die Staatspartei, Rastakhiz, die der Herrscher in seinen letzten Jahren aufziehen liess, übrigens meist von Leuten, die einst zur Tudeh-Partei gehört hatten und die unter der «Behandlung» der Geheimpolizei zusammengebrochen und zum Regime «übergegangen» waren, war ebenfalls als ein reines Beifallsinstrument gedacht und wirkte als solches. Die Hauptbedeutung dieser Staatspartei bestand darin, dass sie die Stelle einnahm und ausfüllte, die politischen Parteien freier Natur hätte zukommen sollen.

Ebenso hatte der Schah durch direkten Befehl alle kleineren Zeitungen abschaffen lassen, um nur die grossen übrig zu lassen, die um so leichter von der Polizei kontrolliert und sogar dirigiert werden konnten.

Intoxikation

Es war wahrscheinlich der Würgegriff der Geheimpolizei und der – mit ihr eng zusammenarbeitenden – staatlichen Politfunktionäre der Rastakhiz-Organisation am Nervenstrang eines modernen oder sich modernisierenden Staates, an der «Kommunikation», welcher die Revolution auslöste. Die Männer des Geheimdienstes hatten sich in jenem Bereich dermassen vollkommen eingenistet, dass sie am Ende sich selbst und dem Schah Dinge vorgaukelten; sie verbreiteten solche Intoxikation, dass sie sich und ihren Herren selbst damit belogen. Einen Beleg bildete der Artikel, den die Savak der grössten Tageszeitung von Teheran diktierte und in dem Khomeiny und die anderen Religionslehrer schwer beleidigt wurden. Es war dieser Artikel, der die Manifestationen von Qum vom 8. Januar 1978 auslöste, deren blutige Unterdrückung den Stein der Revolution ins Rollen bringen sollte, indem danach in 40 Tagen Abstand neue Demonstrationen in Erinnerung an die Opfer der vorausgehenden ausgerufen wurden.

Zuflucht zum Islam

Allgemeiner gesehen war es die systematische Unterbindung aller Kanäle der Meinungsäusserung durch die Savakleute und die Politfunktionäre,

welche die Bevölkerung unvermeidlich dazu trieb, bei den Geistlichen Zuflucht zu suchen und eine Möglichkeit, ihre Unzufriedenheit über die Missstände zu äussern. Khomeiny hatte seit 1963 gegen den Schah polemisiert und protestiert; er hatte ein begrenztes Publikum gefunden, das ihm Gehör schenkte, die Leute der Basare, die in unmittelbarer Nähe der Moscheen leben und die wirtschaftlich unter den Modernisierungsbemühungen des Regimes zu leiden hatten, in erster Linie; dazu kamen die Jugendlichen der Religionsschulen und manche der mehr traditionalistischen Studenten. Zum nationalen Helden, zum Sprecher für ganz Iran, hat Khomeiny erst die Wirtschaftskrise von 1977 gemacht, zusammen mit der Ausdrucksdrosselung, die in den 70er Jahren am weitesten ging, als die Savak die Entstehung von Stadtguerillas zum Vorwand dafür nahm, ihre Kontrollen und Repressionsmethoden noch weiter zu vervollkommen.

Khomeinys Tonbänder, aus dem Exil von Najaf (Irak) nach Iran geschmuggelt, sprachen aus, was jeder Iraner empfand, aber nicht sagen durfte. Die anderen Geistlichen sahen sich bald veranlasst, einen ebenso radikalen Ton anzuschlagen wie er, wenn sie nicht alle Volkstümlichkeit verlieren wollten. Von der Volkstümlichkeit jedoch sind die Ayatollahs in der iranisch-schiitischen Tradition abhängig, denn sie ist es, die bewirkt, dass die Gläubigen ihnen ihre Zakat-Gelder (Almosensteuer) anvertrauen, um sie unter die Armen zu verteilen oder um die religiösen Institutionen aufrechtzuerhalten. Die Geistlichen wurden so zu Sprachrohren der Unzufriedenheit der Bevölkerung und auch persönlich der Verfolgung durch die Geheimpolizei ausgesetzt. Die jedoch bewirkte, dass der Widerstand und die Wut auf das Regime mit jeder gewaltsam unterdrückten Demonstration, mit jedem der ungefähr 10 000 Todesopfer, mit jedem sadistisch misshandelten politischen Gefangenen – unter ihnen waren auch volkstümliche und führende Geistliche wie Taleghani aus Teheran und Taheri aus Isfahan – immer nur wuchsen.

Eine Frage der Zeit

Nach den Demonstrationen kamen die politischen Streiks, die gegen Mitte des Jahres begannen; der wichtigste war jener der Erdölarbeiter, den die Militärs nicht zu brechen vermochten, obgleich sie zu einem bestimmten Zeitpunkt (Ende Dezember 1978) jedes Ölfeld einem General zugeteilt hatten, der die Aufgabe hatte, es wieder zum Produzieren zu bringen – jedoch ohne Erfolg.

Die Militärs schossen solange auf ihre iranischen Mitbürger, bis, ein Jahr und ein Monat nach dem Beginn der Unruhen, die Protestbewegung

auf die Armee übergriff; es waren, wie gesagt, jene Elemente, die im engsten Kontakt mit den Amerikanern standen, die zuerst meuterten, die «Homafars» oder Luftwaffentechniker; die Armee spaltete sich, und ihre Soldaten und Offiziere schossen aufeinander am 8. und 9. Februar 1979. Erst dieser kritische Zusammenbruch veranlasste die hohen Offiziere dazu, ihrerseits nachzugeben, die «Neutralität» der Armee im politischen Ringen des Landes zu erklären und gleichzeitig zu erklären, die Armee unterstütze Ayatollah Khomeiny. Der Schah hatte bereits drei Wochen vorher, auf Zureden der Amerikaner hin, das Land verlassen.

Zusammenbruch der Streitkräfte

Das politische Revirement der Armee kam zu spät, um den Zusammenbruch der Streitkräfte zu vermeiden. Viele der Soldaten gingen nach Hause, nachdem sie in manchen Fällen ihre Waffen und Uniformen den Aktivisten der Revolution überlassen hatten. Die Aktivisten eroberten andere Zeughäuser und Waffenlager, zum Teil mit Hilfe der Luftwaffensoldaten und -offiziere. Insgesamt sollen etwa 300 000 Gewehre, Maschinengewehre und Maschinenpistolen in die Hände von Zivilisten geraten sein.

Schwerer noch als der physische wog der moralische Zusammenbruch der Armee. Die Offiziere, ganz in der Loyalität gegenüber dem Schah aufgezogen, wurden unsicher. Ihre Ungewissheit wurde durch das Los der ersten 40 hohen Offiziere gesteigert, die von der Revolution nach geheim durchgeführten und summarischen, muslimisch genannten «Gerichtsverfahren», erschossen worden waren. Man hatte ihnen die Verantwortung für Erschiessungen von Demonstranten, Misshandlungen von politischen Gefangenen und ähnliche Untaten angelastet.

Die Forderungen der Revolutionsgruppen

Dazu kam, dass die Guerillagruppen sich weigerten, ihre Waffen abzugeben. Die wichtigsten dieser Gruppen sind die marxistischen (jedoch nicht moskaufreundlichen) Fedayin-e-Khalq und die muslimisch revolutionären Mujahedin-e-Khalq. Beide Gruppen, und mit ihnen zahlreiche andere Kleingruppierungen, fordern, dass die Armee ganz aufgelöst und in eine Volksarmee umgewandelt werde. Darunter verstehen sie eine Armee, deren Offiziere durch Soldatenräte «gewählt» und eingesetzt würden. Ihr Ziel ist ohne Zweifel, politischen Einfluss auf die Armee zu gewinnen. Sie begründen ihre Begehren mit der Tatsache, dass es bisher die Armee ge-

wesen war, die das Schah-Regime aufrechtgehalten und sogar, 1953, wieder eingesetzt habe. Wenn die gegenwärtige Armee nur oberflächlich gereinigt, aber in ihrer Struktur wiederhergestellt werde, bestehe die Gefahr, so erklären die Sprecher der Revolutionsgruppen, dass sie «dem Volk noch einmal in den Rücken falle».

Die islamischen Komitees

Die politische Kampagne, welche die Revolutionsgruppen gegen die Armee führen, ist natürlich auch nicht geeignet, dieser eine Rückkehr zu Selbstvertrauen und innerer Kohäsion zu erleichtern. Nicht nur die Armee, auch die Polizei und Gendarmerie sind von der Revolution weitgehend entwaffnet und demoralisiert worden. Ihre Funktionen haben im ganzen Land die revolutionären, islamischen Komitees übernommen, die als lokale Aktionskomitees, meist unter der Führung von Geistlichen, bereits zur Zeit des Schahs im Untergrund bestanden, und denen der Zusammenbruch der Armee die Gelegenheit gab, sich zu bewaffnen und Waffenträger in ihren Dienst zu stellen.

Die Regierung versucht, diese Komitees zu disziplinieren und zu kontrollieren, indem sie sie dem Innenministerium unterstellen möchte. Doch bisher mit wenig Erfolg. Die Komitees haben eine Tendenz, die wirkliche Macht auf lokaler Ebene an sich zu reißen und nach ihrem Guthalten zu regieren, indem sie Personen vorladen, manchmal verhaften, manchmal wegen unislamischen Verhaltens bestrafen, etwa für Alkoholgenuss oder sexuelle Ausschreitungen; die provisorische Regierung unter Ingenieur Bazargan hat es bisher nicht vermocht, sich ihnen gegenüber eindeutig durchzusetzen.

Die Komitees sind nicht identisch mit den Revolutionsgruppen vom Typ der Fedayin und Mujahedin. Sie unterstehen vielmehr lokalen Geistlichen und ihren Mitarbeitern, die sich selbst als die loyalen Instrumente der islamischen Revolution Khomeinys ansehen und die Revolutionsgruppen als «Kommunisten» mit Abneigung betrachten. Gelegentlich kommt es zu Kämpfen zwischen Komitee-Bewaffneten und bewaffneten Revolutionären der einen oder anderen Fraktion.

Der angesehene und politisch progressiv orientierte Ayatollah von Teheran, Taleghani, hat öffentlich erklärt, Hunderte von bisherigen Savak-Agenten hätten sich bereits in die Komitees eingeschlichen und träten nun in ihnen als Hüter der revolutionären Ordnung auf. Die Nachricht ist schwer zu kontrollieren, aber sie fand unter den Iranern sofort Glauben, was für die anti-revolutionäre Grundausrichtung vieler der Komitees bezeichnend sein dürfte.

Die Minoritäten im Aktionsbündnis mit den Revolutionsgruppen

Das gleiche Phänomen lässt sich auch in den religiösen und ethnischen Minderheitsgebieten beobachten. Unter den Kurden und den Turkmenen kämpfen die Komitees zusammen mit den Überresten der regulären Armee gegen die lokale Bevölkerung, die ihrerseits von den Revolutionsgruppen, in erster Linie den Fedayin ermuntert, unterstützt und soweit möglich mit Waffen ausgerüstet wird. Komitees und Reste der Armee stehen auf seiten der Zentralgewalt; Fedayin und Minoritäten halten zusammen (unter den Fedayin befinden sich besonders viele kurdische Studenten und Jugendliche); ein Aktionsbündnis besteht, das darauf abzielt, die Revolution fortzuführen (was das Hauptinteresse der Revolutionsgruppen ist) und möglichst weitreichende Autonomie für die Minderheiten zu erlangen (woran in erster Linie den Minderheitsgruppen liegt).

Die legitimierende Kraft des Islams

Nach dem Zusammenbruch der Armee, der Polizei und Geheimpolizei ist erst im vollen Ausmasse sichtbar geworden, wieweit sich das sogenannte «moderne» Persien auf jene Zwangsapparate stützte. Nachdem sie ausgeschaltet worden waren, gab es nur noch einen Machtfaktor, jenen des traditionellen Persiens, die Religion, der das Land mehr oder weniger zusammenzuhalten vermochte. Die «moderne» Regierung erwies sich als machtlos, sobald ihr die bisherigen Machtinstrumente entzogen worden waren, Armee, Polizei und Geheimpolizei. Es waren die islamischen Aktivistinnen, die bewaffnet und mit dem Symbol Khomeinys als Legitimitätsausweis ausgerüstet, die Verantwortung für Ruhe und Ordnung übernahmen, soweit diese überhaupt fortbestanden. Was in der Tat in einem beträchtlichen Masse der Fall war. Tagsüber herrscht in den iranischen Städten und Dörfern, soweit sie nicht Kampfplätze der Minderheiten mit der Zentralgewalt geworden sind – zeitweise Sanandaj, derzeit Gunbad-e-Kabus, anscheinend auch Ardebil usw. –, erstaunlich grosse Sicherheit. Des Nachts freilich pflegen die verschiedenen Gruppen ihre Fehden auszufechten, und die nicht bewaffneten Bürger tun besser daran, zu Hause zu bleiben. Es ist ohne Zweifel das Ansehen und die Macht Khomeinys, die das Land daran hindern, in ein völliges Chaos zu versinken. Soweit die Regierung überhaupt über Ansehen und Macht verfügt, verdankt sie diese der Legitimität, die ihr Khomeiny dadurch verleiht, dass er sie eingesetzt hat und periodisch erklärt, er stehe hinter ihr.

Die Regierung versucht, die Armee wieder aufzubauen, um sich auf sie

als Machtinstrument stützen zu können. Khomeiny gewährt ihr auch dabei seine Rückendeckung und ist damit in offenen Gegensatz zu den Revolutionsgruppen geraten. Doch der Wiederaufbau der Streitkräfte ist zum mindesten schwierig. Ende März wurden sowohl der nach dem Umsturz ernannte Generalstabschef und Oberbefehlshaber der Armee, General Gharani, wie auch der bisherige Verteidigungsminister Bazargans, Admiral Madani, entlassen und durch andere Offiziere ersetzt.

Ein Sieg der traditionellen Mehrheit

Schon vor der Revolution war es deutlich gewesen, dass Iran, wie die meisten anderen Staaten traditioneller eigener Kultur und ihnen durch die Machtverhältnisse aufgezwungener Notwendigkeit sich «zu modernisieren», zwei verschiedene Gesellschaften besass, die «modernisierte», meist reiche, der Macht nahestehende, aber kleine und die viel grössere, überwiegend traditionell, das heisst weitgehend islamisch, orientierte, deren «Modernisierung» nicht sehr weit fortgeschritten war, wenngleich sie in gewissen Details ebenfalls zum Ausdruck kam, etwa den Kleidern, die fast alle Iraner trugen und die im Falle der Mehrheit schlecht geschneiderte Kleider «modernem» Stils aus iranischem Tuch waren oder aus Amerika und Europa importierte Kleidungsstücke aus zweiter Hand. Für die «Modernisierten» standen natürlich ausländische Stoffe, Schneidermodelle oder Fertigprodukte zur Verfügung.

Was als das Ausserordentliche an der iranischen Revolution erscheint, wenn man sie mit praktisch allen anderen Revolutionen der übrigen Dritten Welt vergleicht, ist die Tatsache, dass es die nicht modernisierte bzw. wenig «modernisierte» Mehrheit gewesen ist, die diese Revolution gegen die «modernisierte Elite» ausgelöst hat. Heute versucht die «nicht modernisierte Mehrheit» das Land zu regieren, und das erweist sich für sie als recht schwierig. Der Grund dafür, dass sie ihre Revolution zuerst auslöste und dann gewann, liegt an der besonders schlechten Qualität der «modernisierten Elite». Aus diesem Grund haben wir hier «modernisiert» und «Elite» stets in Anführungszeichen geschrieben. Die Führungsschicht selbst sah sich als solche. Doch in Wirklichkeit waren ihre produktiven Leistungen für das Land so gering und ihr Egoismus dermassen massiv und kurzsichtig, dass sie eine Rebellion provozierte und ihrer trotz einem Jahr der Unterdrückungsversuche nicht Herr zu werden vermochte.

Das Ergebnis wirkte um so überraschender, als die «Elite» dank ihren Erdölmilliarden über alle Sympathie, politische und materielle Unterstützung verfügte, die sie auf dem Weltmarkt (d. h. in Europa und in Amerika) kaufen konnte. Dennoch kam diese Elite zu Fall. Mit ihr die «mo-

dernen», «westlichen», «amerikanischen» Instrumente, Organisationsformen, Einrichtungen, Methoden, wissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich in den letzten 170 Jahren, seitdem Napoleon in Ägypten eingezogen war, im allgemeinen als weit überlegen und machtmässig unwiderstehlich erwiesen hatten.

Es war die Volkswut, die das Regime und seinen Oberflächenmodernismus zu Fall brachte, indem sie sich auf den traditionellen Islam stützte. Es schien eine Umkehrung aller kolonialen Erfahrungen der jüngsten Geschichte. Das war der Grund, weshalb die iranische Revolution im benachbarten arabischen Raum gerade bei den Unterschichten und ganz besonders bei den Palästinensern und ihren Freunden beinahe berauschend wirkte. Endlich schien das Gefälle der Geschichte, das sich solange gegen die Muslime, ihre Tradition und ihren Glauben ausgewirkt hatte, zu Gunsten des Islams sich verkehrt zu haben. Gewiss, es hatte schon andere gegen die westliche Welt gerichtete, erfolgreiche «Revolutionen» gegeben, doch diese waren stets auf Militärputsche zurückgegangen, und die Militärs waren in einem gewissen Sinne die mit ihrem importierten Kriegsmaterial und ihren von den westlichen Armeen übernommenen Organisationsformen und Kriegsmethoden das am weitesten «verwestlichte» oder «modernisierte» Segment der orientalischen Gesellschaften. Sie verdankten ihre Wirkung und Macht gerade dieser weitgehenden Anpassung an «westliche» Vorbilder. Im Iran waren sie jedoch im Namen des Islams vom einfachen, traditionellen Volk, von den nicht Modernisierten, übernommen worden.

Die Verpflichtung zu einem eigenen Staatsgebilde

In dem Ereignis lag für jeden auch nur einigermaßen dem Islam Verhafteten eine Verpflichtung; eben jene, für die Khomeiny sofort eintrat, nachdem er in die heilige Stadt Qum zurückgekehrt war, nämlich nach dem Sieg über die verwestlichten «Eliten», die man als Pseudo-Eliten empfand, ein eigenes Regime einzuführen. Khomeiny rief nach der Islamischen Republik, die keine «westlichen Formen» nachahmen solle. Man wusste nicht recht, wie sie aussehen werde; doch sie war mehr als ein Ideal, sie bedeutete eine Verpflichtung und ein Engagement, das aus dem Wunder des islamischen, traditionellen Sieges hervorging. Dies dürfte der tiefste Grund für den gewaltigen Anklang sein, den der alte aber entschlossene Religionsgelehrte, Khomeiny, auch nach dem Erfolg gegen den Schah, weiterhin fand. Der Sieg über das pseudo-moderne und pseudo-amerikanische Schah-Regime war errungen, jedoch die iranische Revolution würde erst gewonnen sein, so empfand man, wenn eine eigene Organisationsform

für den iranischen Staat, die keine «westliche» sein sollte, gefunden wäre und funktionierte. So empfand die grosse traditionelle Mehrheit.

Drei moderne Proteste

Doch es gab auch die moderne Minderheit, die sich in verschiedene Richtungen aufspaltete: die Anhänger des Schahs, die sich meist dadurch aus der Affaire zogen, dass sie das Land verliessen und ihrem bereits im Ausland aufgestapelten Geld nachreisten; die «modern» ausgebildeten und denkenden Perser, die sich gegen den Schah und seine Methoden empört hatten: Liberale, die eine europäische Demokratie anstrebten, wie sie ihren Erziehungsidealen entsprach. Sie sammelten sich um Matin Daftari, den Grossenkel Moussadeghs und Gründer der neuen Demokratischen Nationalen Front. Revolutionäre verschiedener Gruppen, die revolutionäre Slogans und Ideale hochhielten, entweder marxistisch-leninistischer Natur, die Fedayin-e-Khalq; oder muslimisch revolutionärer Färbung, entsprechend den Lehren des Philosophen Aly Sheriaty, die Mujahedin-e-Khalq.

Die Regierung steht in der Mitte zwischen den beiden Fronten. Bazar-gan, der gläubige Muslim und erfolgreiche Ingenieur, ist ihr bestes Symbol. Sie erhält ihre Legitimität von Khomeiny, aber sie neigt dazu, Iran auch weiterhin mit «modernen» Methoden zu regieren im demokratischen Geist, den Khomeiny als «westliche Form» verurteilen möchte. Dies, weil die modern ausgebildeten «Technokraten» der Regierung wissen, dass das Land nicht auf die «westlichen Methoden» verzichten kann, und weil sie verstanden haben, dass die bisherige Regierung «westlichen Stiles» bloss die traurige Karikatur eines erstrebenswerten Regimes westlichen Stiles gewesen war.

Eine kleine Chance für gewaltlose Lösungen

Unter diesen Gruppen spielt sich zurzeit ein Seilziehen um die Zukunft Irans ab. Heute scheint eine gewisse Chance zu bestehen, dass es dabei ohne weiteres Blutvergiessen im grossen Stil abgehen könnte. Diese Chance bestünde darin, dass es der Regierung irgendwie gelänge, sich durchzusetzen, indem sie Kompromisse nach rechts hin, mit der islamischen Tradition abschliesse und solche nach links hin mit den Revolutionären, während sie gleichzeitig ihre eigene Mittelposition soweit stärken müsste, dass sie am Ende die Waffen der «rechten» Komitees und der «linken» Revolutionsgruppen unter ihre Kontrolle brächte. Man sieht, das ist keine leichte Aufgabe.

Die wahrscheinlichere Entwicklung ist aus diesem Grunde die ungünstige, die zu weiteren bewaffneten Zusammenstößen führen müsste, in deren Verlauf entschieden würde, welche der drei Haupttendenzen die Oberhand erringt – oder ob keine der drei sich durchsetzen kann und die fortdauernden Kämpfe die Ausländer nach Iran zurückbringen müssen – was wegen des Erdöls und der weltstrategischen Lage Irans stets eine akute Gefahr darstellt. Wenn das Ausland sich einmischen sollte, so wären es wahrscheinlich gleich beide Supermächte, die Russen vom Norden und die Amerikaner vom Süden her, mit allen Gefahrenmomenten, die eine derartige internationale Krise – denn um eine solche würde es sich dann handeln — mit sich bringen muss.

Die notwendige Auseinandersetzung

Es sind die vielen Waffen, die heute in die Hände aller iranischen Streitparteien gelangt sind, von den Revolutionären über die Autonomisten verschiedenster Färbung bis zu den islamischen Komitees, die kriegerische Verwicklungen zu einer solch akuten Gefahr machen. Wenn sie nicht in Bereitschaft gehalten würden, könnte man einem Kampf der Ideen über das Thema: Was ist eine islamische Republik? Kann sie wirklich in der heutigen Welt bestehen? Ist sie wünschenswert? mit viel grösserer Ruhe entgegenblicken.

Diese Diskussion ist nämlich unumgänglich. Das Regiment des Schahs hat gezeigt, wohin man gelangt, wenn man sie zu verbieten sucht und als Alleinherrscher regieren will, der zu wissen glaubt, was die Perser wollen und was für sie gut ist. Die beiden Gesellschaften, die traditionelle und die moderne, müssen zusammenleben und eine Synthese zwischen sich erarbeiten, wenn das ganze Gemeinwesen vorankommen soll, was bedeutet, dass schrittweise ein Modell gefunden werden muss, das den traditionellen und den modernisierten Iranern erlaubt, sich mit ihm zu identifizieren und in seinem Rahmen zu wirken.

Das aber kann nur durch eine freie Diskussion geschehen, die wahrscheinlich noch Jahrzehnte hindurch andauern müsste. Der Griff zu den Waffen kann diese notwendige Diskussion abwürgen. Man wird auf sie früher oder später zurückkommen müssen, wenn die Waffen wieder schweigen, denn sie ist unvermeidlich, solange es einerseits eine lebendige islamische Tradition gibt, die viel vom Besten enthält und umfasst, das Persien als sein eigenes Kulturgut ansprechen kann, und andererseits eine «moderne Welt» technologischer Natur und westlicher Herkunft den Iranern die Herausforderung entgegenstellt, sie entweder beherrschen zu lernen oder aber als eigenständiges Staatswesen unterzugehen.